

Die Gemeser Geige.

Nachdruck verboten.

In Paris macht folgende wahre Geschichte von sich reden: Der dicke Schweineschlächter Boudinot sah eines Morgens in seinem Laden, Rue St. Denis, als ein kleiner Bursche von etwa zwölf Jahren seinen Kopf in die Thür steckte. Die Erscheinung des Jungen war nicht gerade interessant. Er steckte in einer Art von Uniformrock, der ihm viel zu groß, voller Risse und Flecke und um die Taille, wegen mangelnder Knöpfe, mit Riemen befestigt war. Sein struppiges Haar quoll unter einem zerdrückten Filzhut hervor, unter dem Arm trug er eine alte schmutzige Geige nebst Bogen. „Willst Du gleich machen, daß Du fortkommst, junger Affe,“ schrie ihn der Schlächter an. „Nein, Signor,“ sagte der Junge, indem er hereintrat, „ich nicht komme bitten la carita, ich wollen zwei Rippchen von Schwein.“ „So, zwei Schweinskoteletten? Da, mein Junge,“ sagte Herr Boudinot besänftigt, und indem er von mehreren zurechtgeschrittenen Rippchen zwei auf eine Gabel spießte, ergriff er einen Bogen Papier, um dem Kunden den Einkauf einzuwickeln. „Sechzehn Sous kostet's,“ sagte er, als der Knabe die Hand darnach ausstreckte. Dieser fuhr in seine Taschen, wühlte darin, leerte sie eine nach der anderen aus, es kam aber alles Mögliche heraus, — eine Cigarre, drei Hornknöpfe, das Fragment eines Raumes, etliche Spielkarten, eine trockene Brotkruste, — nur nicht die Spur einer Münze. Unser Schweineschlächter sah mit erwachendem Mißtrauen zu, wie der junge Italiener wieder und wieder in den Taschen suchte, und hörte mit eifriger Gleichgültigkeit seinen Klageruf: „O Signor, Signor, ich habe mein Geld verloren.“ „Dann laß die Hand von der Waare,“ sagte er, „kein Geld, keine Koteletten.“ Der Kleine stand da, ein Bild des Jammers. „Was soll ich machen?“ rief er; „wenn ich meinem Vater nichts zum Frühstück bringe, schlägt er mich unbarmherzig. O Signor, seien Sie gut; da ist mein Instrumento, behalten Sie es, und ehe eine Stunde vergeht, bringe ich das Geld und hole die Geige.“ Boudinot nahm das Pfandobjekt und besah es prüfend; dreißig Sous konnte so ein Ding iammerhin werth sein, er riskirte also nichts. Schweigend händigte er dem Buben das Fleisch ein, und dieser trollte sich damit fort.

Er war noch keine halbe Stunde fort, als ein aristokratisch aussehender, sehr fein und modisch gekleideter Herr in den Laden trat und in gebrochenem Französisch, mit stark englischem Accent, den Schlächter anredete: „Entschuldigen Sie, mein Herr, ich habe den Weg verloren und bitte Sie sehr, mich zurechtzuweisen. Wie komme ich wohl nach den Boulevards?“ — Boudinot gab ihm sogleich ausführliche Auskunft, doch während er sprach, hastete der Blick des Fremden auf der Violine, die noch auf dem Ladentische lag. „Ist das Ihr Instrument?“ fragte er, nachdem er sie, wie unwiderstehlich angezogen, ergriffen und aufmerksam von allen Seiten betrachtet hatte. „Nein, mein Herr, ein armer Junge ließ sie hier zum Pfande.“ „Ah! können Sie mir sagen, wo er wohnt?“ — „Nein Herr, meiner Frau, das weiß ich nicht; aber er wollte in einer Stunde wieder hier sein, um sie für sechzehn Sous, die er mir schuldig ist, einzulösen.“ — „Schade, schade,“ murmelte der Fremde wie zu sich selbst; „ein ganz wunderbares Instrument ist es, ein Guarnerius — ein seltenes Prachtstück.“ „Was Sie sagen!“ rief Boudinot erstaunt. „Ja, ja, sehen Sie nur her, hier ist das Zeichen,“ sagte der Engländer, indem er auf etwas wie Linien und Striche im inneren Raum des Instrumentes wies. „Guarnerius faciebat 1720.“ „Ich kann's nicht ganz genau sehen,“ sagte der Schlächter, der trotz eifriger Hinmatarrens doch nur dicken Schmutz und Staub unterschied. „Aber hier ist jeder Irrthum ausgeschlossen,“ rief der Engländer. „Ich will Ihnen dafür geben, was Sie irgend verlangen.“ — „Unmöglich, mein Herr, ich wiederhole, daß sie mir nicht gehört.“

„Sie sollen zweihundert Franken dafür haben, — dreihundert, — wollen Sie? — Nun denn, tausend, — fünfzehnhundert — —“

„Es thut mir sehr leid, aber sie ist nicht mein, und so darf ich sie nicht verkaufen.“

„Das ist zu schade,“ sagte der Fremde. „Wissen Sie, überlegen Sie die Sache, und wenn Sie zu einem Resultat gekommen sind, dann benachrichtigen Sie mich, ich gebe Ihnen dann — zweitausend Franken. Hier ist meine Karte. Guten Morgen!“

Auf der Karte stand: Lord Ruppert, Hotel Continental. Boudinot war schon mit sich einig, für den Fall, daß der kleine Italiener nicht vor drei Uhr zurückkehrte, das großmüthige Anerbieten seiner Vorderschaft anzunehmen, als eine helle Stimme sein Ohr traf: „Duon gioruo, Signor, hier sind die sechzehn Sous.“

„Ah, bist Du da,“ sagte der Schlächter mit finstern Gesicht. „Es ist jetzt halb drei, Du bist sehr lange geblieben. Aber,“ setzte er nach einer Weile freundlich hinzu, „behalte Dein Geld und sage: willst Du mir Deine Fiedel verkaufen?“

„Nein, Signor.“

„Ich will Dir zwanzig Franken dafür geben.“

„Nein, Signor. Das Instrumento gehört meinem Vater; wenn ich es nicht zurückbringe, schlägt er mich.“

„Hier, nimm fünfzig Franken und laß sie mir.“

„Ich kann nicht, ich versichere Sie.“

„Nun so sagen wir hundert — zwei — dreihundert,“ fuhr der Schlächter fort, indem er das Geld in der Kasse klümpern ließ. „Du siehst, ich habe meinen Kopf darauf gesetzt, das Ding zu haben.“ Nach langem Sträuben gab der junge Italiener endlich sein Instrument für 450 Franken hin. Boudinot schloß sogleich seinen Laden. Auf dem Wege nach dem Hotel Continental sicherte er vergnügt vor sich hin. „450 Franken von 2000,“ rechnete er, „das bedeutet einen hübschen kleinen Profit von 1550 Franken — beim Verkauf von zwei Schweinskoteletten.“ Am Ort seiner Bestimmung angelangt, fragte er mit vor Aufregung bebender Stimme nach Lord Ruppert. „Kenne ich nicht,“ sagte der Portier. „Sehen Sie her, da ist seine Karte.“ — „Sie kommen vermuthlich wegen einer Geige,“ sagte der Portier grinsend. „Ganz recht, hier habe ich sie in diesem Paket.“

„Nun, dann sind Sie der sechste Herr, der heut in derselben Angelegenheit hierherkommt.“ — „Und Lord Ruppert?“ — „Ist ein gewandter Spitzbube, der Sie und die Andern betrogen hat.“ Boudinot mußte sich an den Thürpfosten anhalten, um nicht vor Schreck umzufinken. Endlich stammelte er: „Aber er sagte doch — es wäre — ein sehr seltenes Instrument wäre es — —“ Der Portier brach in ein schallendes Gelächter aus. „Selten? Unsinn! Eine Fiedel wie diese kaufen Sie jeden Tag im Temple für dreißig Sous.“

E. Ludwig.

Landwirthschaftliches.

Gegen den Erbfloh. Ihrer Häufigkeit wegen, dann weil sie sich von allen möglichen Pflanzen nähren und endlich auch, weil man ihnen ihrer Kleinheit wegen schlecht beikommen kann, werden die Erbflohe zu den gefährlichsten Feinden unserer Kulturpflanzen, ganz besonders der Keimlinge. Für manche Gemüsegächter bildet der Erbfloh oft die größte Plage. Auf die verschiedenen Arten hier näher einzugehen, erscheint überflüssig, es mag die Bemerkung genügen, daß fast alle gleich schädlich sind. Dagegen ist für ihre Bekämpfung die Kenntniß ihrer Lebensweise zweck-

bienlich, und sei deshalb hierüber kurz bemerkt, daß der Erbfloh sowohl als vollkommenes Insekt, also als Käfer, wie auch schon als Larve den Pflanzen durch seinen Fraß schadet, und zwar dauern die Beschädigungen bis in den Herbst hinein, um im frühesten Frühjahr wieder zu beginnen. Der Käfer nämlich stirbt vor Winter nicht, überwintert vielmehr unter der Baumrinde, in den Rissen alten Holzes, zwischen Laub oder auch in hohlen Pflanzenstengeln. Sobald im Frühjahr die Tage wärmer werden, erscheint er dann sogleich wieder, um sich von den jungen Gartenpflanzen zu nähren, an welchen er dann große Verwüstungen anrichtet. Das Weibchen legt dann seine Eier, aus welchen die Larven kriechen, welche sich ebenfalls von den Blättern junger Pflanzen nähren und denselben dadurch schaden. Wie schon bemerkt, ist die Vertilgung dieses schädlichen Insektes sehr schwer. Eine Hauptsache ist es, solche Pflanzen, welche der Erbfloh besonders liebt, an Stellen zu bauen, welche denselben als Aufenthaltort zuwider sind. Und hierzu ist zu bemerken, daß der Erbfloh Schatten und Feuchtigkeit haßt und sich nur auf sonnig gelegenen Stellen wohl fühlt. Wo es irgend möglich, sollte man deshalb die Saatkörner, welchen der Erbfloh besonders schädlich wird, an mehr schattig gelegenen Stellen anlegen und sie reichlich begießen. Stellt sich der Erbfloh in großen Mengen auf einem Felde ein, so gilt es, denselben die Nahrung durch Bestreuen mit trockenen oder Besprüngen mit flüssigen Mitteln zu verkleiden. Selbstverständlich dürfen die Mittel den Pflanzen selbst nicht schaden und sind die Streumittel gleich nach Morgentau oder Regen anzuwenden, damit sie anhaften, und wenn sie der Regen abgespült hat, wiederholt anzuwenden. Als geeignetste derartige Mittel gelten Kalkstaub, Ofenruß und Asche, je reichlicher letztere über die Pflanzen gestreut wird, um so besser ist es. Ein wirksames Spezialmittel, welches man am besten am frühen Morgen oder am Abend — nicht bei Sonnenschein — anwendet (unter Umständen einige Mal wiederholt) ist folgendes: Man läßt einen Eimer kochendes Wasser zwölf Stunden über Wermuth (handvoll) stehen und besprengt mit diesem bitteren Wasser die Pflanzen. Ein sehr einfaches, besonders im Garten anzuwendendes Mittel besteht noch darin, gleichzeitig mit den zu schädigenden Pflanzen etwas Kresse zu säen. Letztere wächst sehr schnell auf und ist eine Lieblingsspeise des Erbflohs. Derselbe sucht sie deshalb mit Vorliebe auf und vernichtet sie gänzlich; den übrigen Pflänzchen dabei aber genügend Zeit, zu erstarken, womit jede Gefahr für sie geschwunden ist.

Einfaches Verfahren zur Erzielung einer zweimaligen Erbbeernte im Jahre. Hierüber macht die „Allg. Ztg. für deutsche Land- und Forstwirthe“ folgende interessante und sicherlich auch manchem unserer Leser willkommenen Mittheilung: Daß die Gartenerdbeeren, wenn sie mit dem Ballen Mitte Februar in ein warmes, mit Laub und Pferdebünger bereichertes Mißbeet versetzt werden, im Mai zur Reife kommen, wissen so ziemlich alle Gärtner. Wenige davon aber kennen das Verfahren, die Reifezeit bis Ende August hinauszuschieben, was für viele Fälle einen entscheidenden Werth hat. Das Verfahren ist höchst einfach. Man schneide zur gewöhnlichen Blüthezeit der Erdbeeren mit einer Sichel alle Stöcke, die später blühen sollen, mit sämtlichen Wurzeln und vorhandenen Blättern ziemlich tief am Stengel ab, ohne jedoch die nachwachsenden Stengel zu verletzen, die zur Zeit noch krautig sich über den Wurzelstock erheben. Nur häufelt man die Pflanzen, giebt ihnen, wenn nöthig, um den Stock verrotteten Dünger und begießt sie fleißig, denn die Erdbeeren lieben nach einem alten Gärtnerspruche das Brunnenwasser mehr, als das des Himmels. Mit Ende August oder Anfangs September hat man die zweite Ernte. Das Experiment darf aber an denselben Pflanzen das nächste Jahr nicht wiederholt werden.

Vermischtes.

* Ein Wort unseres Kaisers. Aus London, woselbst die Festtage der Königin von England eben verflammet sind, ist der „Wiener Allg. Ztg.“ ein hübsches Wort unseres Kaisers mitgetheilt worden, welches die Prinzessin Wilhelm dort erzählte: Als ich, am Tage meiner Abreise zu Großpapa kam, rief er mir entgegen: „Grüß Gott, Viktoria, hast Du heute schon Zeitungen gelesen?“ — „Als ich dies verwundert vernahm, meinte der Kaiser: „Das thut mir wirklich leid, ich hoffte, von Dir genau zu erfahren, wie ich mich befinde, denn die Aerzte blühen immer ernst drein, aber die Bulletins, die sie herausgeben, sind rosig, damit meine guten Berliner sich nicht ängstigen; in der Mitte zwischen beiden liegt die Wahrheit, die sie nur die Herren von der Presse herauszufinden wissen.“

* Der Prophet gilt nichts in seinem Vaterlande. Man schreibt aus Petersburg: „Im Hause des Czaren ist eine Kinderfrau bedienstet, deren Mutter in ihrem kleinen Geburtsorte den Ruf einer ausgezeichneten Walfisagerin hat. Letzthin kam die Frau ihre Tochter besuchen und die Großfürstin Xenia erzählte ihrer Mutter von dem angenehmen Gaste. Die Czarin ließ die Frau zu sich kommen und hieß dieselbe, ihr die Zukunft vorherzusagen. Nach langer Vorbereitung meinte die Prophetin: „Ihr werdet eure ganze Familie, Mann und Kinder überleben.“ — Als der Czare bald darauf in das Zimmer der Kaiserin trat, fand er dieselbe in Thränen gebadet. Die Kaiserin erzählte das Vorgefallene und der Czare ließ die Alte aus dem Hause peitschen, ihre Tochter, die seit elf Jahren im Schlosse bedienstet, mußte gleichfalls in selber Stunde fort und ihr Anrecht auf eine Pension hat sie verwirkt.“

* Man schreibt aus Barcelona: „Der Aeronaut Fernandez hatte sich kürzlich bei einer zufälligen Anwesenheit auf der Erde in die Tochter eines reichen Bürgers Namens Donardo verliebt. Das Mädchen wies seine Werbung mit dem Bemerkten zurück, sie wolle keinen Mann, der sich immer oberhalb der Dächer herumtreibt. Und Fernandez sagte ihr schluchzend: „Ich kann ohne Sie weder auf der Erde, noch in den Lüften leben; Sie haben mein Todesurtheil gesprochen.“ Am 10. d. M. stieg Fernandez wie gewöhnlich auf, doch als sein Gehilfe sich zu ihm in die Gondel schwingen wollte, schnitt er rasch die Stricke durch und fuhr himmelwärts. Als der Ballon ungefähr 100 Meter hoch angekommen war, hörte man einen Knall, eine Flammengarbe stieg empor und der Körper des Aeronauten schiffers fiel brennend zur Erde. Was unten anlangte, war nur noch eine unkenntliche Masse. Leute, die dem Ballon mit Ferngläsern nachgesehen hatten, wollen bemerkt haben, wie Fernandez mit einer Punte denselben in Brand steckte.“

* Ein Hagelsturm außerordentlicher Art hat die Bezirke Altona und Carnobal (Türkei) heimgesucht. Die Schlofen wogen über ein Pfund und waren von unregelmäßiger Form und rauher Oberfläche. Mehrere Personen, die von dem Sturm überrascht wurden, während sie in den Feldern arbeiteten, wurden getödtet, desgleichen sehr viel Vieh. Die Hühner der Hausdächer wurden zerschmettert und Bretter in vielen Fällen wie durch Kugeln durchbohrt. Die Ernte wurde gänzlich vernichtet.

* Wie aus New-York gemeldet wird, ist die Havemeyer'sche große Zuckerraffinerie in Greenpoint, New-York, am Sonntag niedergebrannt. Der Schaden beträgt 600,000 Dollars. Eine Person kam dabei ums Leben. Mehrere Schiffe befanden sich in Gefahr, konnten aber noch rechtzeitig fortgeschleppt werden.

fern
einem
zufälli
Fall,
kein G
ausgen
schieb
sich d
heit z
als d
Char
und
hofft

finden
Be d
Gew
melde
Andr
in Fe
der
teress
vorg
Konj
auch
mit
den
zur
konst
Für
recht
sichti
noch

über
unte
Jah
zur
Kin

welc
am
fest
aber
Ver
erga
sind

über
unte
Jah
zur
Kin

welc
am
fest
aber
Ver
erga
sind

über
unte
Jah
zur
Kin

welc
am
fest
aber
Ver
erga
sind

über
unte
Jah
zur
Kin

welc
am
fest
aber
Ver
erga
sind

über
unte
Jah
zur
Kin

welc
am
fest
aber
Ver
erga
sind